



Abend.

Zeitung.

69.

Mittwoch, am 22. März 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Berlin.

(Fortsetzung.)

Berlin ist ein wohlhabender Bürger. Tretet Ihr in das Haus eines solchen, so würde es Euch verlegen, außen die Architectur eines Palastes, innen Bogengänge, Stuckarbeit, Vergoldung und imponirende Pracht zu finden. Aber eine hübsche Facade, ein heller Flur, freundlich gemalte Zimmer und zierliche Eleganz mit etwas Luxus dort zu sehen, das thut Euch wohl. —

Wer zum erstenmale nach Berlin kommt und nicht durch das Brandenburger Thor einfährt, würde kaum einen schlechteren Eindruck gewinnen, wenn er sich einem Dorfe näherte. Da ist nirgends, was eine reiche, große Königsstadt ankündigte. Die Naturumgebungen Berlin's sind äußerst dürftig; weithin eine Sandebene; hie und da ein mageres Gehölz. Nur eine Schaar rüstig arbeitender Mühlen läßt auf starke Consumption in der Nähe schließen. Man kann sagen: man sehe Berlin nicht eher, als bis man in die Thore eingefahren ist, und auch jetzt noch ist der Eindruck an manchen Orten ein unfreundlicher, an anderen ein beklemmender. Hier führt das Thor in eine unbedeutende Gasse, der nichts Hauptstädtisches anzusehen ist — dort steht ein Thor da wie eine Parodie auf sich selbst, dann von einem ermüdenden Brachsecke kommt man durch das Thor wieder auf ein Feld, und der Reisende sieht sich erstaunt um, weil er glaubt, sich geirrt zu haben. Um diese Eigenthümlichkeit recht zu würdigen, muß man wissen, daß

Berlin sich selbst anticiipirt hat. Es hat die Vorstädte, ja sogar die Felder, in seine Mauern eingeschlossen, in der festen Ueberzeugung, daß daraus Stadt werden werde. Berlin beginnt daher nicht wo es anfängt. Seine Vorstädte haben sich in die Stadt eingeschlichen und bieten dem einkehrenden Gast einen nicht sehr freundlichen Willkommen. Sie selber wären ihm willkommen, wenn sie draußen vor dem Thore lägen und ihn, wie bereitwillige Diener, in das innere Gemach führten.

Als Vorstädte wären diese Stadttheile schön, zum Theil imposant; als Stadtanfänge sind sie unschön, zum Theil monströs. Doch dieß gehört nicht zum Character Berlin's; es ist nur der vorübergehende Ausdruck der Entwicklungsperiode, eine Art Mauser, oder Flaumhaar, oder das Uberschnappen der Stimme bei einem 15—16jährigen Knaben — es geht vorüber. Hier und da sind diese Eindringlinge schon zu Städten geworden, und wie ächte Parvenus übertreffen sie ihre altadeligen Brüder an äußerem Prunk und Stolz, wiewohl die Vorstadt sie hier und da doch noch in den Nacken schlägt. —

Dieß „junge Berlin“ ist indeß nicht viel jünger, als das alte Berlin. Ein eigentlich altes Berlin, eine historische Architectur Berlin's giebt es kaum; was davon da ist, liegt so vereinzelt, versteckt, unscheinbar und winzig da, daß es aufgesucht werden muß, wie das verdunkelte Monogramm auf einem übermalten alten Bilde. Eine Kirche, kaum höher als die Häuser, unter denen sie versteckt liegt, ein eben so eingezwängtes

Rathhaus, dem man die historischen Erker abgeschliffen hat, ein entgiebeltes Giebelhaus, eine alte Mauer mit neuem Lünch — darauf beschränken sich fast ganz die Geschichtsmerkmale der Berliner Architectur. Geschichtliche Massen findet man höchstens in den zahllosen holländischen Dächern der Wilhelmsstraße.

Berlin ist eine neue Stadt, und diesen Character strebt sie zu erhalten; darum zieht sie den alten Häusern stets neue Kleider an. Sie thut wohl daran. Mit Antiquität zu prahlen wäre eine Biererei, dagegen gewinnt durch die Modernisirung der Character der Stadt an Einheit. Freilich schleicht auch die Einförmigkeit mit ein. Wer Berlin, das eigentliche neue, schöne Berlin zum erstenmale sieht, ist allerdings freudig überrascht.

Diese Eleganz, diese Regelmäßigkeit, diese jungfräuliche Zierlichkeit machen einen wohlthuenden Eindruck. Die herrliche Friedrichsstraße, dieser Stephansthurm unter den Straßen, schnurgerade, breit, rein, Pallast au Pallast, imponirt zwar nicht, aber sie frapirt doch sehr erfreulich; und um die Querstraßen, die Nebenflüsse dieses stolzen Hauptstromes, wie sauber und grade, schön, gefällig u. anmuthig! Aber bis über die Leipzigerstraße hinaus erträgt man diese saubere, gerade Straßenanmuth nicht. Dem Fremden wird es peinlich, keine dieser Straßen durch etwas Anderes, als durch das Schild an dem Eckhause unterscheiden zu können, und er wünscht im Interesse seines Schönheitssinnes, die Giebel, Erker und Curven anderer Städte hierher.

Berlin ist ein wenig hastig entstanden, und in der Eile und Uebereilung hat es nicht daran gedacht, daß lauter gerade Straßen und egale Häuser noch nicht hinreichen, um eine Stadt schön zu machen.

Friedrich Wilhelm I. wünschte die Häuser wie die Soldaten seiner Garde: lauter Flügelmäner, alle Schnurrbärte und Zöpfe auf's Haar gleich. Da ist denn die Flügelmänerparade der Häuser auf der Friedrichsstadt entstanden, mit den egalen holländischen Dachzöpfen und den zugekniffenen kleinen Fensteraugen, die weder rechts noch links und nur ein klein wenig geradeaus sehen dürfen.

Friedrich der Große hat nicht viel gebaut; einige seiner Rococco-Architecturen nehmen sich recht hübsch aus, obwohl sie dem Character der ganzen Stadt wenig conform sind. Aber statt damit sehr wohl zufrieden zu seyn, sind doch die Leute so auf ihre saubere Regelmäßigkeit veressen, daß sie sich über die Kommoden-Form der Bibliothek eben so sehr ärgern, als die Gelehrten

über das barbarische „*nutrimentum spiritus*“, das sie an der Stirne trägt. Als ob der Opernplatz nicht noch zehnmal wüster und drückender aussehen würde, wenn die Bibliothek auch so ein Cubus wäre, der nichts sagend und vierkantig vor sich hinstarrt. Wir sehen das an dem Wilhelmsplatz, der dorten zwischen allen den regelmäßigen Palästen wie ein Kerichthausen liegt, den die Magd zusammengefest, aber wegzutragen vergessen hat.

Friedrich Wilhelm II. hat mit geläutertem Kunstgeschmack gebaut, jedoch nur wenig in Berlin, wo er indeß durch das Brandenburger Thor den architectonischen Schönheiten der Hauptstadt einen Bestandtheil hinzugefügt hat, der nicht leicht durch einen anderen übertroffen werden wird.

Am Meisten hat Friedrich Wilhelm III. — wie für Preußen überhaupt — so auch Berlin gethan; er hat dieser Stadt den Character einer großen Residenz aufgedrückt, wie er ihr nunmehr politisch, historisch und social gebührt. Das Gefühl einer bedeutenden Ständesehörung hatte sich Berlin's unmittelbar nach dem Freiheitskriege bemächtigt, mit diesem Gefühl war das Bewußtseyn des Besizes verbunden, und wo dieser fehlte, da gab das Füllhorn des Friedens Mittel. Nun ging es an ein Bauen ohne Ende, immer dem hastenden Bedürfniß entgegen, bald ihm voraus. Wieder Eile, wieder Uebereilung, und so ist das jüngere Berlin entstanden, womöglich noch monotoner in der Form, bis die Bauwuth sich des Speculationsgeistes bemächtigte und das jüngste Berlin schuf, auch monoton im Ganzen, aber voll zierlicher Mannigfaltigkeit im Einzelnen, von gefälliger Form, Eleganz der Ausstattung und äußerst behaglicher Wohnlichkeit.

Im Sinne architectonischer Schönheit darf demnach Berlin keinen hohen Rang ansprechen, dagegen darf man es unwidersprechlich eine der schönsten Städte der Welt nennen, wenn man dieß in Rücksicht auf anmuthige Form, Zierlichkeit und Regelmäßigkeit der Totalmasse, auf Lustigkeit, Breite und heitern Ausdruck der Straßen, auf geschmackvolle Eleganz und freundliche und bequeme Räumlichkeit der einzelnen Wohnungen sagt. (Fortsetzung folgt.)

Eine edelmännische Sonderbarkeit.

Graf S. war ein herzensguter Mann, aber voll Capricen und Launen, besonders im höheren Lebensalter. Hochbetagte Leute werden bekanntlich zu Kindern, und Graf S. lieferte zu diesem Sage den glänzendsten

Beweis. So konnte ihm in den letzten Jahren sein Koch kein wohlschmeckendes Gericht mehr zubereiten, und wenn dieser, in Verzweiflung über den fortwährenden Tadel, ganz unterthänigst anfragte, wie denn eigentlich eine Speise beschaffen seyn müsse, um Sr. reichsgräflichen Gnaden zu schmecken, so gerieth der Graf in Zorn über die Unwissenheit des Kochkünstlers und weinte nicht selten über das Mißgeschick, von seinen Untergebenen nicht verstanden zu werden. Da dem gräflichen Magen, der die Leckereien der ganzen Erde empfangen hatte und nicht mehr in gutem Zustande war, jede Speise Weichlichkeit verursachte, so gerieth der Koch auf den Gedanken, die Speisen, um sie pikanter für den verwöhnten und abgestumpften Geschmacksinne des alten Herrn zu machen, doppelte und dreifach zu würzen; aber dagegen that der Hausarzt Einspruch, ein gelehrter Herr, der dafür, daß er alle Morgen die reichsgräfliche Zunge besah, einen Jahresgehalt von 500 Thälern bezog, und das Küchenproblem blieb ungelöst. Endlich kam die Lösung, d. h. es wurde ermittelt, welcherlei Gerichte des Grafen Beifall hatten.

An einem schönen Herbsttage, an welchem für seinen Bedarf vor dem Hause Holz gehackt wurde, lag der Graf im Fenster und sah dem Treiben der Holzhacker und Träger mit einer Art Neugier zu. Er konnte sich nicht denken, daß es Leute gäbe, die an einer solchen Arbeit Vergnügen fänden, und noch weniger erklärlich war es ihm, wie Jemand gezwungen sey, auf solche Weise seinen Lebensunterhalt erwerben zu müssen. Kopfschüttelnd will er das Fenster schließen, als er sieht — es war Mittags 12 Uhr, wenn die gemeinen Leute zu essen pflegen — daß die Frau des einen Holzhackers ihrem Manne sein bescheidenes Diner bringt. Nun bleibt der Graf im Fenster liegen. Er muß beobachten, ob die schnurrigen Menschenbilder da unten auch so mittelst des Mundes essen, wie die Edelleute und von was sie sich eigentlich ernähren. Um genau zu sehen, nimmt er seinen Sußer zur Hand, und da sieht er denn, daß die Frau dem Holzhacker eine Schüssel gelblichen Breies, worin einige weißgraue Stücke liegen, auf den Schooß setzt. Als kluger Mann erkennt der Graf sogleich, daß die Schüssel Bierse mit Schweinefleisch enthält, und nun erfährt ihn ein solcher Appetit, das erzplebejische Gericht zu kosten, daß er sich nicht enthalten kann, schleunige Maasregeln zur Erfüllung seines Wunsches zu treffen. Er giebt seinem Kammerdiener einen Dukaten, wofür er sich von der Holzhackerin eine Untertasse voll Bierse ausbitten soll, und der Diener muß im Galopp hinunterlaufen, damit der Mann nicht unterdeß die Schüssel

total ausleert. Natürlich geht das arme Tagelöhnerpaar sogleich auf das gräfliche Anerbieten ein, und die Holzhackerin häuft mit Freuden so viel Bierse und Fleisch in die Tasse, daß der berbe Brei hoch darüber hinwegsteht. Mit zitternder Ungeduld empfängt Graf S. die Probe, und — sie schmeckt ihm ausgezeichnet. „So müßt Ihr kochen,“ spricht er zu dem herbeibeordneten Küchenoberhaupte; „solche Speisen eignen sich für mich und sind mir lieber, als all' das fremdländische Zeug, was Ihr täglich zu meinem Aerger und Leidwesen fabricirt. Ich befehle, daß jezt jeden Mittag Bierse und Schweinefleisch auf meiner Tafel besorgt werde, und damit Ihr wißt, wie das zubereitet wird, so befragt Euch bei der Holzhackerin, die das Essen gekocht hat.“

Wer war froher als der Koch! Er wußte nun, daß der Graf eine kräftige einfache Hausmannskost wünschte und da er überzeugt war, deren Zubereitung besser zu verstehen, als die dumme Tagelöhnerin, so unterließ er es, sich bei ihr nach dem Recept zu erkundigen und sorgte bloß für eine Quantität guten Bierse, so wie er auch dem Fleischer zur Pflicht machte, alle Tage ein Pfund des besten Schweinefleisches in die gräfliche Küche zu liefern.

Des folgenden Tages kann der Graf kaum die Zeit erwarten. Er sieht mit Heißhunger, mit einer Art gourmandistischer Schwärmerei der Bierse Schüssel entgegen. Sie kommt; er langt zu, aber wüthender kann jener Emir Hassan nicht gewesen seyn, da ihm ein unvorsichtiger Slave eine Schüssel mit heißem Reis auf den Turban warf, als Graf S. war, nachdem er den Bierse gekostet.

„Welch einen ecken Brei wagt Ihr mir da herzustellen, unverschämter Mensch,“ fuhr er den Koch an, der gewiß auf ein Lob gerechnet hatte, „das Zeug schmeckt ja schauerhaft! Wollt Ihr mich vergiften? Ach, was bin ich für ein unglücklicher Mann! Ich muß am Ende verhungern bei all' meinen Reichthümern!“

Der arme Koch hatte dem Gericht mehr Kunst und Sorgfalt gewidmet als von Nothen war und dadurch dem Grafen für immer den Geschmack an Bierse verleidet. Vergebens richtete er es ein, daß bald darauf vor dem Hause wieder Holz gehackt wurde und dasselbe Holzhackerpaar wieder Bierse mit Schweinefleisch unter den gräflichen Fenstern speiste. Der Graf bekam keinen plebejischen Appetit mehr und er zürnte und weinte bis zu seinem Tode über das Elend keinen schmackhaften Bissen erhalten zu können.

Die Tafelgenüsse so ausgekostet zu haben, daß nichts mehr schmeckt und Alles Ekel erregt, muß aber

in der That für einen reichen Mann, der für andere Freuden nicht mehr empfänglich ist, ein wirkliches Elend seyn.

Leipzig.

Ladislaus Carnowski.

Blumen und Sterne.

Holde Blumen, ihr verkündet
Uns ein theuerwerthes Wort:
Daß die Sterne, eure Brüder,
Wenn ihr welket, blühen fort.

Robert Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

(Beschluß.)

Es ist etwas Eigenes um das Theater! Man wird seiner eben so wenig satt als des täglichen Brodes und wäre das letztere auch gleich nicht immer zum besten gerathen. Wir Volk schreien also noch immer wie vor tausend Jahren: „Panem et Circenses!“ Den „Kindern Gymbelins“ und Guckow's „weißem Blatte“ sind rasch wieder zwei Novitäten auf dem Hofburgtheater gefolgt, ein Deinhardstein'sches Lustspiel: „Pigault Lebrun,“ und R. Benedix's bereits vielbesprochener und weit und breit bekannter „Dr. Wespe.“ Wie im „Hans Sachs“ und „Garrick von Bristol“ ist es wieder ein Stück Dichter- und Künstlerleben, das sich Deinhardstein, der bühenkundige und sinnige Dichter, zum dießmaligen Lustspielvorwurfe gewählt und ex ungue leonem! man sieht, daß er unter tüchtige Hände gerathen, Schade nur, daß nicht der ganze Löwe, daß nur die Klaue sichtbar geworden. Das Stück ist mit feiner, wahrhaft künstlerischer Delicaterie gearbeitet, das kann ihm Niemand absprechen, fast könnte man es in manchen Punkten „überfeinert“ nennen; Plan, Situationen und Dialog sind eines Meisters würdig, aber die Charactere sind etwas zu schwächig und dünnleibig angelegt und nehmen sich, auf den Stöckelschuhen der Roccocoepoche einerschreitend, doppelt filigrainartig aus. Zudem fällt der interessant geschürzte Knoten am Schlusse fast wie eine laugebundene Schleife schlaff auseinander. Man sieht, der Dichter, dem der wirkliche Pigault Lebrun wenige oder gar keine Anhaltspunkte geboten, mußte, da denn doch der einmal aus der Urne herausgeholt Name nicht ohne entsprechend poetisch-durchfermentirte Handlung bleiben konnte, ein gut Theil hineinerfinden; und nichts schwieriger, als immer der exotischen Erscheinung eines Dichter- und Künstlerlebens allgemeine gültige, passable und der Menge verständliche Motive unterzulegen. Zudem ist das Dichter- und Künstlerthema im modernen Lustspiele fast schon bis zum Ueberflusse und Ueberdrusse ausgebeutet und das Publicum sehnt sich nach compacteren Stoffen. Dasselbe ließe sich auch ungefähr von dem mit großer Erwartung empfangenen „Dr. Wespe“ sagen, nur ist das an und für sich dumme Sujet hier mit solch einer Menge piquanter Ingredienzen versetzt und mit einer solchen Menge von Knallgas vermischt, daß man sich bei der überdieß unaufhörlich oscillirenden Beweglichkeit des Ganzen über den eigentlichen Kern täuschen läßt und, den steten Witzexplosionen und Situationsmanövern zufolge, gar nicht recht zur Besinnung kommt. Ob nun der „Dr. Wespe“ der Anfang zu einem guten deutschen Lustspiel? Anfang? vielleicht! gewiß aber eine fertige gute Posse in esthetischerer Bedeutung des Wortes und so mögen wir ihm denn das Berliner Accessit gern gönnen. Düstere Wiederholungen bei vollen Häusern finden statt, indessen fühlt es das Publicum recht gut, daß Wahrheit und Leben nicht die Licht-

b. h. Lampenlicht brechende Folie dieser buntschillernden Charactere und qui pro quo überladenen Handlung. — Die so lange durch Unpäßlichkeit der Bühne entzogene Madame Peché hat nun wieder ihre künstlerischen Functionen angetreten, dem Repertoire zum wesentlichen Nutzen, zumal gewisse Fächer an dieser geschätzten Künstlerin einen schwer ersetzlichen Matador besitzen. Das Kärnthnertheater ist noch immer von Mrs. Trouillet's französischer Künstlergesellschaft occupirt, das Vaudeville behauptet nun eine Weile die Suprematie und die Oper lebt nur von der Gnade der französischen Muse. Scribe, A. Georges, Bayard und wie sie alle heißen die vielbewunderten Vaudevillegenie, produciren nun ihre Proteuskünste im äußersten Osten von Deutschland so ungenirt und frank und frei, als wären sie daheim in ihrer lieben Heimath. Wir aber lernen von diesen Gästen Mancherlei, Vieles, was wir sollen, mehr noch was wir nicht sollen, nie sollten. —

Die schon seit längerer Zeit im Theater an der Wien gastirende Mad. Brünning-Wohlbrück ist noch immer das alte dominirende Gestirn dieses Theaters. Draßtiſche und forcirte Damenrollen gelingen ihr vortrefflich und da sie einmal die Facher auf ihrer Seite hat, so vermag die Einsprache der Kritik gegen das Unästhetische, ja mitunter sogar Unmoralische solcher lasciven Charactere wenig oder gar nichts. Waren es früher „Chanchon,“ die „Reine d'un jour“ und dergleichen theatralische Paradegaulé, die Mad. Brünning-Wohlbrück dem jubelnden Publicum voreilt, so setzt sie jetzt als „Tochter des Regiments“ ihre Triumphe fort, auf den Bretern ein siegreicher „kleiner Corporal.“ Im Josephstädter Theater seit der 200. Vorstellung des „Zauberschleiers“ ein neuer Turnus von Vorstellungen dieses zur unerhörten Beliebtheit gelangten Stückes. Wer da wetten wollte, die 300. Aufführung sey unmöglich, könnte sehr leicht in die Lage gerathen, die Wette zu verlieren. Ja, seit die Kritik diesen enormen Success erlebt, muß sie eingestehen, daß Vieles noch auf Erden und dem Theater möglich, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. —

Den Uhr-Beleuchtungsversuchen auf dem Stephansthurme sind seitdem keine neuerlichen gefolgt; die bacchanalischen Nächte des Faschings hätten der Leuchte dort oben bedurft. Wie Mancher, der sich vielleicht besser zurecht gefunden haben würde, wenn ihm, dem von einer Drgie Heimkehrenden, bedeutsam der flammende Finger der Zeit von der Höhe herabgewinkt hätte! doch auch vielleicht Mancher, der auf einmal umgekehrt wäre, es noch zu zeitlich findend, das einsame Lager zu suchen. — Die Gasbeleuchtung scheint nun doch täglich mehr und mehr Terrain in unserer Stadt zu gewinnen. Mehrere stattliche Candelaber verbreiten nun auch bereits auf dem Graben und am Stockmeisenplage wohlthuende Tageshelle. In den vielen engen Gassen und Gäßchen thäte dieß freilich noch mehr Noth. Die Nothwendigkeit und bessere Erkenntniß unterwerfen sich am Ende doch noch die sprödesten widerstrebensten Elemente, und so auch den Willen des Menschen. B.